

MAGAZIN FÜR UNNA HERBST-BLATT



SEPTEMBER 2002

Nr. 28



STADTARCHIV UNNA
- Bücherei -
Zg. 7d 15

DER HENKELMANN

EIN JUNGER UNNAER IN AMERIKA



AUSSERDEM IN DIESER AUSGABE:

UNSERE SYMBOLE

FEINDLICHE BRÜDER - FRIEDLICHE SCHWESTERN

Inhalt

- 3 Gedanken eines Esels
 4 **Der Henkelmann**
 7 **Kirchen am Hellweg:
 Paulus und Lutherkirche in Kamen**
 10 Bilder leben von Farbe
 12 **Ein Unnaer in Amerika**
 15 Aberglaube
 16 Ein Smaragd im blauen Meer
 19 Sassendorf
 20 **Unsere Symbole**
 23 Ach du Schreck
 25 Sanfte Ritter der Lüfte
 26 Des Rätsels Lösung
 27 Aus dem Leben des Arno Zwaul:
 „Lehrjahre“
 28 Die „Kaktusblüten“

Impressum

- Herausgeber: Stadt Unna,
 Seniorenbeauftragte
 Rathausplatz 1
 Tel.: 02303/103-396
- Internet: www.unna.de/herbstblatt/
- e-mail: herbstblattredaktion@gmx.de
- Redaktion: Benigna Blaß
 Brigitte Paschedag
 Christian Modrok
 Gisela Lehmann
 Heinz Naß
 Klaus Busse
 Klaus Pfauter
 Rudolf Geitz
- V.i.S.d.P. Brigitte Paschedag
- Zeichnungen: Klaus Pfauter
 Gestaltung : Rudolf Geitz
 Markus Niebios
 Susanne Hübner
- Druck: Druckerei Stadt Unna
- Auflage: 3000

Liebe Leserin, lieber Leser,

liebe Freunde, es mag sein, daß uns einige unserer Leser für etwas konservativ, ja rückständig halten. Die sind natürlich alle hoffnungslos auf dem Wege des Holzes. Den Beweis liefern wir selber:

Der aufmerksame Leser, auf den wir uns auf dieser Seite schon öfters berufen haben, bemerkte zweifelsohne, daß das Herbst-Blatt Nr. 27 im Juni 2001 das Licht der Welt erblickt hat. Drei Monate später erscheint Nr. 28, 2002 n.Chr. Wenn das keine Zeitspanne ist! Von wegen Altersstarre, Konservatismus, Rückständigkeit gar. Einstein würde sich freuen. Freuen Sie sich mit. Mit Einstein, mit uns und überhaupt.

Leider stimmte auch unsere E-mail-Adresse nicht. Korrekt ist:

herbstblattredaktion@gmx.de

Sollten Sie auch diesmal wieder einen *kleinen* Druckfehler entdecken - es könnte ja nur ein kleiner sein - nehmen Sie es leicht, so wie die Ihnen stets geneigte

Radektion



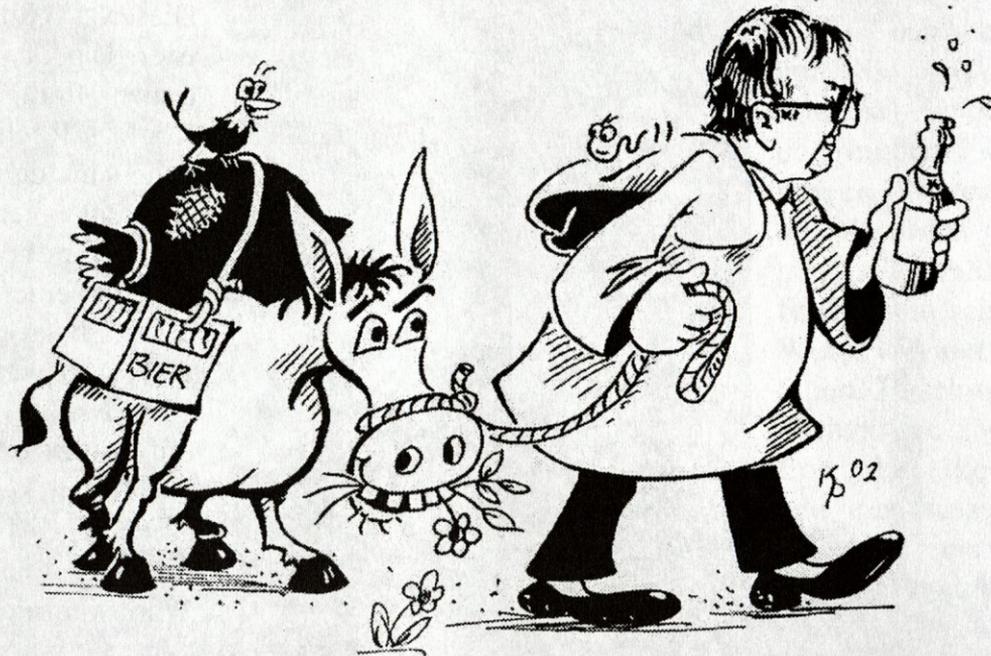
Wanderung statt Kaffeefahrt

Gedanken unseres Esels



Neulich sah ich meinen Freund und Treiber ein paar Papiere wälzen. Sein Gesicht war seltsam verklärt. Mehrmals schaute er auf ein bedrucktes Papier. Ich nehme an, daß es ein Brief war. Zwischendurch blickte er auf drei bunte Blätter mit Bildern. Ich fragte

zwei Jahren. Mit welchen Erwartungen er zu dieser Fahrt angetreten ist, frühzeitig aufgestanden und zur Bushaltestelle gewetzt war. Am Abend kehrte er, sichtlich missgestimmt, mit einem zugeschnürten Karton zurück. Am nächsten Tag ging der



gesamte Inhalt auf den Müll. Genauso wie der Inhalt eines Wurstpaketes, das er neulich angeschleppt hatte. Da freuten sich wenigstens die Köter von nebenan, die mich immer so grundlos ankläffen.

So schlug ich meinem unbeherrschbaren Gefährten alternativ einen Ausflug ins nahe Sauerland vor. Die

ihn, was das bedeutet. Ungewöhnlich freundlich sagte er mir, daß er mich einen Tag allein lassen müßte, weil er einen Gewinn abzuholen hätte. Er würde von einem Chauffeur abgeholt werden, um auf einer Feier den Gewinn in Empfang zu nehmen. Er werde auch zurückgebracht, mit seinem Gewinn natürlich. Auf meine Frage wie er dazu käme, sagte mein Treiber achselzuckend, daß er es selber nicht wüßte. In dem Brief stünde, daß er dazu ausgewählt wurde. Ich fragte ihn weiter, ob er auch wüßte, wer den Preis stiften würde und ob er überhaupt an einem Wettbewerb teilgenommen hätte. Er schüttelte den Kopf und wurde nachdenklicher.

Ich erinnerte ihn an eine Kaffeefahrt vor

Idee für gut befunden. lud er mir seinen Proviant auf den Rücken - der überwiegend aus flüssiger Nahrung nach Art der Menschen bestand - während ich doch mehr dem frischen Grün der Wiesen des Sauerlandes zugetan war.

Müde, aber glücklich, ohne überflüssige Gewinne in dubiosen Kartons, kehrten wir am Abend heim. Mein Freund führte mich in mein Schlafzimmer und flüsterte mir zum Abschied zu: „Jetzt weiß ich, warum man dir in Unna keine Brücke gönnt. Mit deinen vernünftigen Ansichten kann man nämlich keine Euros verdienen.“

Herzlichst...

Ihr Balduin

*

Der Henkelmann

Eine kleine Geschichte von Rudolf Geitz

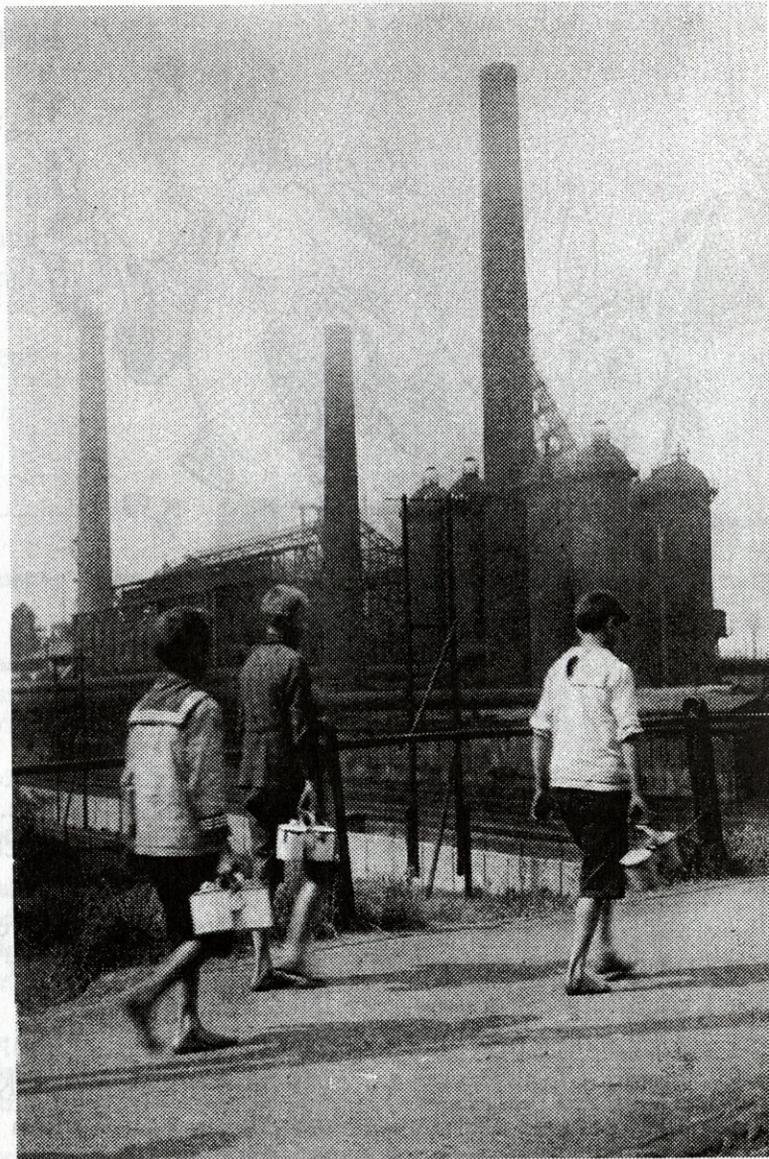
Wer kennt ihn noch, den guten alten Henkelmann? Gemeint ist hier nicht der Lehrer gleichen Namens, den sicher noch die Älteren unter uns, sofern sie die Königsborner Schule besucht haben, kennen. Hier war Heinrich Henkelmann lange tätig und ein Fachmann auf dem Gebiet „Heimatkunde“. Doch dieser Mensch trug sicherlich, korrekt wie es sich für einen Lehrer damaliger Zeit gehörte, Schlips und Kragen.

Der Henkelmann von dem hier die Rede sein soll, kam aber meist zu den Leuten im „Blaumann“ in Fabriken und Baubuden. Was aber ist nun ein Henkelmann? Kaum ein Lexikon oder Museum gibt Auskunft über den eigenartigen Namen für dieses tragbare Essgeschirr. Der auf der Titelseite abgebildete einteilige Henkelmann ist eines

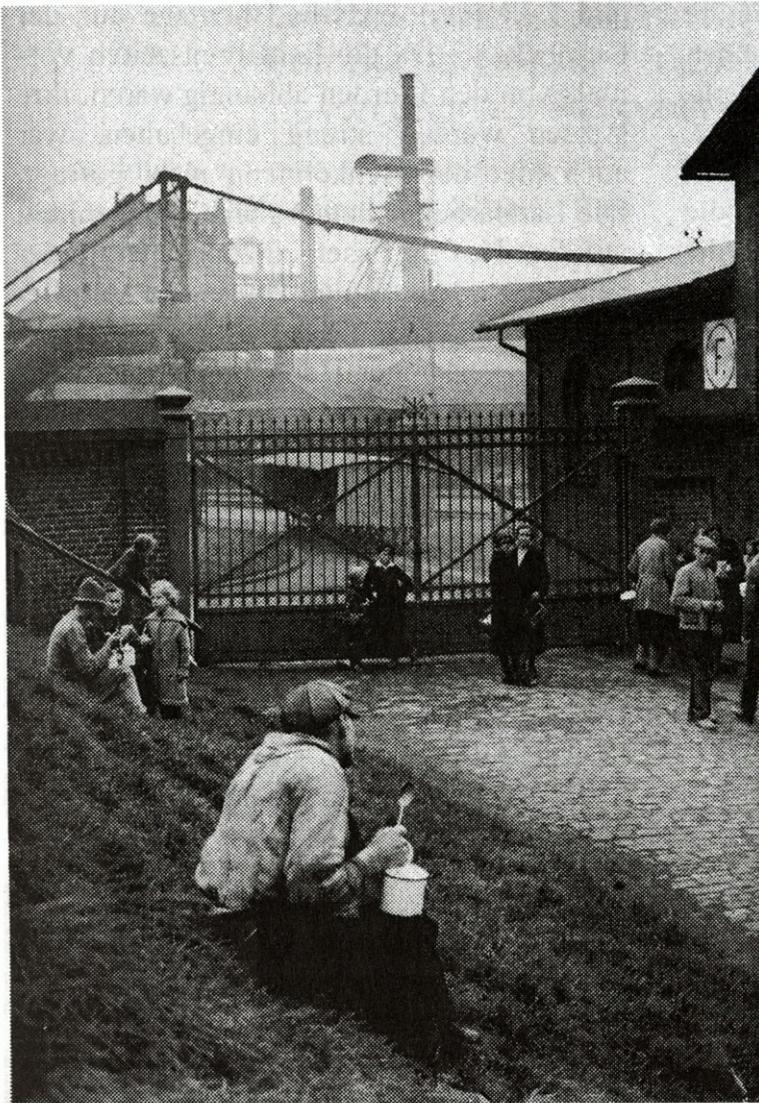
der seltenen Fundstücke in den Beständen des Gustav-Lübcke-Museums in Hamm. Die weiteren Fotos sind dem Bildband „Der Gigant an der Ruhr“ der Unnaer Hellweg Museums Bücherei entnommen. Entstanden ist es wohl im Zusammenhang mit der aufkommenden Industrie und in Anleh-

nung an das vom Militär bekannte „Kochgeschirr“. Die zur damaligen Zeit recht langen Arbeitstage für die Arbeiter in den Fabriken und auf den Baustellen, zu denen in vielen Fällen auch noch lange Anmarschwege kamen, erforderte eine der schweren körperlichen Arbeit angepasste

Verpflegung. Dieser Notwendigkeit trugen findige Köpfe Rechnung, in dem sie ein verschließbares und mit einem Tragebügel versehenes Essgeschirr entwickelten, eben diesen „Henkelmann“. Da Werkskantinen zur Gründerzeit der Industrie noch nicht eingeplant waren, mußte die Tagesverpflegung von den Arbeitern selbst mitgenommen werden. Die oft in die Tageszeitung eingewick-



entwickelten Butterbrote und die mit einem Bügelverschluss versehene Kaffeeflasche waren für die Frühstückspause gedacht, während der Henkelmann die Mittagsmahlzeit enthielt. Dieses Tragegeschirr gab es nun in den verschiedensten Ausführungen, einmal emailliert oder in Aluminium, als Einzelbe-



auf einem Ofen bereit. Die Wartung der Öfen und das pünktliche Hineinstellen der Behältnisse war in vielen Fällen Aufgabe der Lehrlinge. Eine nicht ungefährliche Aufgabe. Ich erinnere mich da an ein frühes Plakat der Unfallverhütung: auf einer Herdplatte stand eine Kaffeeflasche mit dem Text: „Hilfe! ich platze!“, schrie die Kaffeeflasche, weil sie festverschlossen auf dem heißen Ofen stand. Da nun die mit einer Spange verschlossenen Deckel gelockert werden mußten, stiegen dem Buden- jungen oft verführerische Düfte in die Nase. Da der Hunger der Jungen natürlich immer sehr groß war, fehlte dann schon einmal ein Stück Wurst von der Beilage im Henkelmann. Beschwernte sich der so Benachteiligte abends bei seiner Ehefrau über die mäßige Zuteilung, war der Junge natürlich aufgefallen. Entweder gab es dafür eine Ohrfeige oder aber ein zusätzliches „End“ Mettwurst. Wenn es aber die Gegebenheiten zuließen, wurden die Henkelmänner auch

hälter oder im Doppelpack. Das darin enthaltene Essen mußte natürlich diesen Formen angepasst sein. Also Eintopfgerichte, Suppen und Gemüse „durcheinander“. Die Frauen dieser Zeit meist im „full time job“ Hausfrau und Mutter, waren aber recht erfinderisch in der Auswahl und Zubereitung solcher spezieller Henkelmanngerichte. Sie waren sehr bemüht, den Gatten oder Sohn bei Laune und guter körperlicher Verfassung zu halten. Für das Aufwärmen der Henkelmänner und Kaffeeflaschen standen in den Fabrikräumen und Baubuden Wasserbehälter

von Ehefrauen, Müttern oder Kindern zu den Werkstätten gebracht. Die Frauen mußten sich dann pünktlich zum „Essen bring-



Drei Fotos aus „Der Gigant an der Ruhr“ Hellweg-Museums-Bücherei Unna 90/ 9/ 143

gen“ auf den Weg machen. Wenn dann die Werks sirene zur Mittagspause rief, standen sie mit den Henkelmännern vor dem Werk tor und erwarteten hier ihre Abnehmer. Dieses „Essen bringen“ hatte natürlich den Vorteil einer frischgekochten Mahlzeit, die nicht aufgewärmt werden mußte. Für die Zeit des Anmarschweges diente Zeitungspapier als Wärmeisolierung. Thermobehälter kamen erst sehr viel später auf den Markt. Da die Mittagspausen recht kurz bemessen waren, blieb bei der Übergabe der Henkelmänner kaum Zeit für einen gemütlichen Plausch. Bei gutem Wetter fand sich oft ein Plätzchen in der Sonne, bei Regen oder Kälte wurden die Mahlzeiten in der Werk-

halle auf heruntergeklappten Bänken zwischen den Maschinen eingenommen. Natürlich wurden dabei auch die jeweiligen Kochkünste der Ehefrauen und Mütter gelobt oder auch beschimpft. Jeden Tag Speck und jeden Tag Sauerkraut war auch nicht richtig. Abwechslung sollte schon sein, aber ein Vier Gänge Menü mit Messer und Gabel konnte man im Henkelmann nicht servieren. Dafür aber hin und wieder, bei frisch verliebten, unter dem Deckel versteckt eine kleine Liebeserklärung mit Herzchen. Zusätzlich waren ein paar Reibekuchen aber immer willkommen zur Boh nensuppe. In der Landwirtschaft und im Bergbau waren Henkelmänner nicht üblich. Ständiger Begleiter der Bergleute war die umgehängte Kaffee flasche, das „Blech“

und „gebuttert“ wurde Untertage auf der Gezähekiste. Da die Feldarbeitszeiten vor mals von den Pferden abhängig waren, ihre Pausen wurden streng eingehalten, war auch hier der Henkelmann nicht gefragt. Die Landarbeiter hatten meist Gelegenheit, auf dem Hof ihr Essen einzunehmen. In der Erntezeit wurde zu den Pausen die Verpfle gung in Körben auf das Feld getragen. Sei nen Job verlor der Henkelmann durch das



„Zechenarbeiterinnen auf der Brücke“

Ein Gemälde von Hans Baluschek 1913.
In Jahresausgabe 1993 Hoesch AG - Krupp AG.

Aufkommen von Werkskantinen und Imbissautomaten, und letztlich durch die verkürzten Arbeitszeiten in der Industrie. Nachfolger waren später die mobilen „Frittenbuden“. Wie populär der Henkelmann im Ruhrgebiet war, lässt sich an einem Spottlied auf Kaiser Wilhelm II. ablesen. Als dieser 1918 abdankte und nach Holland ins Exil ging, sang man ihm das folgende Lied hinterher:

„O Tannenbaum, O Tannenbaum,
der Kaiser hat in`n Sack gehau`n.
Da kauft er sich `nen Henkelmann
und fängt bei Krupp in Essen an!“

Paulus- und Lutherkirche in Kamen

Feindliche Brüder - friedliche Schwestern

- von Brigitte Paschedag und Rudolf Geitz -

Heute bilden sie eine Gemeinde, die Paulus- und die Lutherkirche in Kamen. Das war nicht immer so.

Als die Ideen der Reformation in Kamen bekannt wurden, tat sich zunächst nichts.

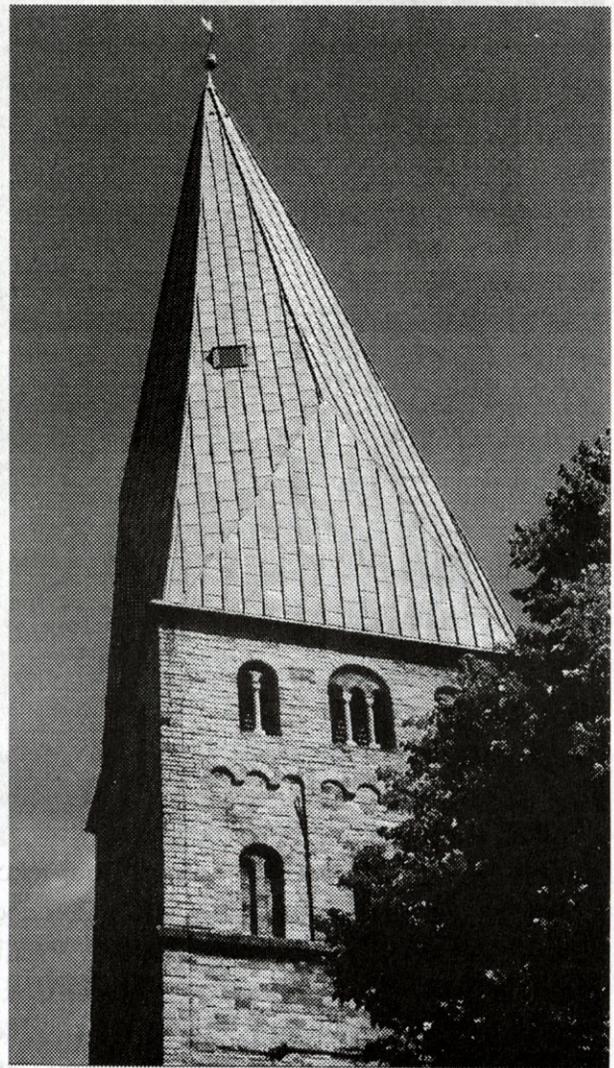
Man blieb katholisch. Erst 1533 bekannte sich der Pfarrer in Kamen, Hamelmann, zum neuen Glauben. Aber er wurde entlassen. „weil der Landesherr noch keine andere Lehre öffentlich erlaubt hätte als die katholische“ (Hamelmann über sich selbst).

1562 wurde dann aber doch der lutherische Glaube in Kamen eingeführt. Allerdings entschieden sich die Pfarrer der Stadt schon bald – für das reformierte Bekenntnis. (In Unna war die Angst vor den Reformierten so groß, dass man den Prediger Philipp Nicolai zum Kampf gegen sie verpflichtete). In Kamen predigte in den neunziger Jahren



Man blieb katholisch. Erst 1533 bekannte sich der Pfarrer in Kamen, Hamelmann, zum neuen Glauben. Aber er wurde entlassen. „weil der Landesherr noch keine andere Lehre öffentlich erlaubt hätte als die katholische“ (Hamelmann über sich selbst).

1562 wurde dann aber doch der lutherische Glaube in Kamen eingeführt. Allerdings entschieden sich die Pfarrer der Stadt schon bald – wie viele der Städte in der Umge-



des 16. Jahrhunderts der weitgehend vergessene Pfarrer Anton Praetorius, einer der wenigen, die sich öffentlich gegen die Hexenverfolgung aussprachen (Hartmut Hegele: „Anton Praetorius, Kämpfer gegen Hexenprozesse und Folter“, Eigenverlag, 2002)

Das reformierte Gedankengut spiegelt sich im Inneren der Pauluskirche wider. Sie wirkt zunächst völlig schmucklos.

Aber dann werden die Blicke auf die drei 1953 von Putfarken geschaffenen Chorfenster gelenkt, die Szenen aus dem Leben Jesu darstellen. Genaugenommen sind nur



zwei der drei Fenster tatsächlich zu sehen. Das Mittlere wird so völlig vom Altarbild verdeckt, daß nicht einmal die Motive darauf zu erkennen sind. Das Bild, das einen Engel und einen davor knienden Mann zeigt (Josef?), wird von einem barocken Aufsatz gekrönt. Das Bild selbst ist eher klassizistisch. Es wurde der Kirche um die Wende zum 20. Jahrhundert geschenkt. Es ist sicher ungewöhnlich, daß sich in einer reformierten Kirche, die Bildnisse von Gott und den Menschen verbietet, ein solcher Altar findet. Deshalb fragt man sich unwillkürlich, wie es dazu kommen konnte. Tatsächlich ging es – wie so häufig – um Geld, als man sich für das Bild entschied. Bei der Renovierung der Kirche zwischen 1973 und 1982 forderte der Landeskonservator, das Bild (wieder?) auf den Altar zu bringen, anderenfalls sollte es keine Zuschüsse geben. Er argumentierte

damit, daß durch das Bild der gotisch anmutende Chorraum und die klassizistische Saalkirche stärker aneinander gebunden würden. Eigentlich schade...

Schaut man in die Höhe, stellt man fest, daß die Kirche doch nicht so schmucklos ist, wie es zunächst den Anschein hat. Man blickt auf eine wunderschöne Kassetten – Holzdecke, die im Rahmen der Renovierungsarbeiten freigelegt wurde. Ihre Farben entsprechen heute denen der Urfassung. Die Decke vermittelt einen Eindruck von Wärme. In den Kassetten zeigen sich – wie in einer Intarsienarbeit – Sterne, in deren Ecken sich Jugendstil-Blumenornamente finden. Passend zur Decke wurden sogenannte Vouten und die Verkleidung der Seitenschiffe zur Außenwand mit farbigen Blumenornamenten bemalt.

Um 1700 hatten sich in Kamen mehrere lutherische Familien angesiedelt, die eine eigene Gemeinde für sich verlangten, was ihnen auch gestattet wurde. Die Lutheraner versammelten sich zunächst in einem Saal, konnten aber 1744 ihre eigene Kirche einweihen: die Lutherkirche. Auch sie weist im Inneren wenig Schmuck auf. Auffällig ist aber der Altar von 1650. Daß er älter ist als die Kirche selbst, läßt vermuten, daß er ursprünglich aus der Pauluskirche stammt, die als reformierte Kirche nur einen schlichten Tisch als Altar erlaubte. Die vorherrschenden Farben des Altars sind ein mattes Rot, ein Grün und reichlich Goldverzierungen. Als Besonderheit weist er einen Baldachin auf, wie man ihn sonst nur an Kanzeln findet. Unter ihm schwebt der



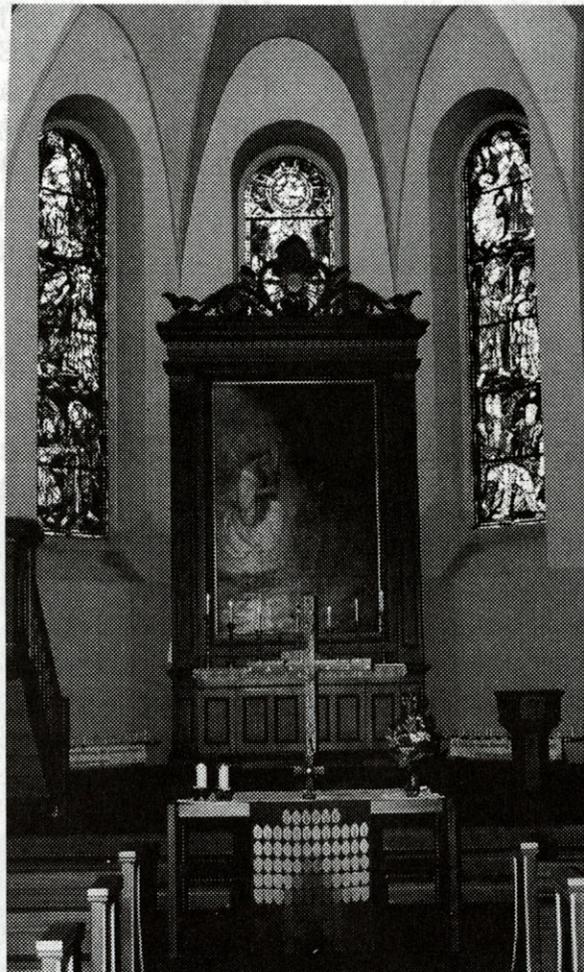
Heilige Geist als Taube – auch das ein typisches Kanzelmotiv. Seitlich begrenzt wird der Altar durch zwei große Ölbilder, die Kreuzigung und Auferstehung Jesu darstellen. Der auffallend kleine Taufstein und das Lesepult sind farblich auf das Mittelstück des Altars abgestimmt.

Standen sich in den Anfängen Reformierte und Lutheraner feindlich gegenüber, schlossen sie sich in Preußen wie auch in anderen Ländern 1817 zur Union zusammen. Auch Paulus- und Lutherkirche gehören heute zu den Unierten. Aus feindlichen Brüdern wurden friedliche Schwesterkirchen.

Die jüngere der beiden „Schwestern“ ist die äußerlich bescheidenere Kirche. Eher unauffällig, mit einem kleinen, spitzen verschiefernten Türmchen steht sie in der engen Kamener Kampstraße.

An dem heute grau verputzten Kirchengebäude sucht man vergebens nach einem großen Portal. Den Eingang teilt sich die Lutherkirche mit dem später unmittelbar vor den Turmgiebel gebauten Gemeindehaus. Die zweite der „Schwestern“ von der hier berichtet wird macht da schon mehr von sich Reden. Der etwas eigenwillige Turmhelm mit der Bezeichnung „Schiefer Turm von Kamen“ ist weithin bekannter als der Name „Pauluskirche“. Der Turm führt den landläufigen Namen eigentlich zu Unrecht. Im Gegensatz zu seinem italienischen Namensvetter, dem „Schiefer Turm zu Pisa“, dessen Schiefelage auf fehlerhaft ausgeführ-

ten Fundamenten beruht, steht der Kamener Turm schon seit dem 12. Jh. lotrecht auf seinen Fundamenten. Dem Turmhelm gab man bewusst die unterschiedlichen Neigungswinkel um ihn gegen die oft heftigen Westwinde zu stabilisieren. Bei der Ren-



ovierung des Turmes 1928 befreite man das Mauerwerk von den alten Putzschichten, hielt aber die bestehenden Neigungswinkel des Helmes bei. Die Kirche selbst wandelte im Laufe der Jahrhunderte schon mehrmals ihr äußeres Erscheinungsbild. Bei den jüngsten Renovierungsarbeiten im Jahre 1978 stießen die Archäologen auf Fundamentreste einer ersten Holzkirche welche um 800 an gleicher Stelle gestanden hat. Zwischen 1375 und 1380 entstand dann eine Hallenkirche mit dem Turmbau. Diese dem heiligen Severin

geweihte Kirche wurde 1843 wegen Baufälligkeit abgerissen. An den weiterhin bestehenden Turm wurde nach Plänen des Soester Baurats Buchholz in den Jahren 1844 bis 1849 eine neue größere Saalkirche angebaut. Anstatt eines Gewölbes schloß eine gerade eingezogene Decke den Innenraum nach oben hin ab. Die im Krieg erlittenen Schäden machten nach 1945 zunächst umfangreiche Ausbesserungsarbeiten erforderlich. Den heutigen Zustand des Innenraumes erhielt die Pauluskirche durch eine 1978 begonnene gründliche Renovierung, die zu Pfingsten 1982 mit einem Gottesdienst abgeschlossen werden konnte. ✱

Bilder leben von Farbe

Friedrich Otto Koch und seine Malgruppen

- von Gisela Lehmann -

Vielleicht haben Sie auch schon mal versucht Ihre Urlaubserinnerungen mit Pinsel und Farbe auf Papier zu bringen. Dabei geht es wahrscheinlich vielen von Ihnen wie mir, es bleibt beim Versuch, der dann zusammengeknüllt im Papierkorb



landet. Anders ist es bei den Damen der beiden Malgruppen im Fäßchen. Hier treffen sich wöchentlich die engagierten „Künstlerinnen“. Unter geschickten Händen und der fachkundigen Anleitung des Kursleiters Herrn Koch, entstehen ihre Bilder. „Malen kann jeder“, meint Herr Koch. Der hat gut reden, bei mir trifft das jedenfalls nicht zu. „Wir haben kein

bestimmtes Konzept, nur das Interesse zählt. Und gearbeitet wird nach dem Motto – es muß Spaß machen“. Das beste Beispiel ist das Bild, welches im Eingangsbereich des Seniorentreffs hängt. Ein buntes Blütenmeer mit gelben Sonnenblumen auf einem Staudenbeet spiegelt die Harmonie der Gruppe wider. Es entstand aus einer Laune heraus, als sich die Mittwochsgruppe während der Sommerferien bei Frau Gisela Lehle zu einem Kaffeepausch traf. „Wir hatten sehr viel Spaß dabei“, erzählen die Damen abwechselnd, „zeitweise standen wir zu viert vor der Staffelei, - das wollen wir auf jeden Fall wiederholen“. Auch Herrn Koch macht das Arbeiten mit den Gruppen Spaß. „Freude an der Arbeit ist ein wichtiger Faktor für gutes Gelingen. „Als Lehrer möchte ich den Teilnehmerinnen nicht meinen Stil und meine Technik aufzwingen. Ich gebe Ratschläge und zeige wie manches durch klare Farben noch besser hervorgehoben werden kann.“ erzählt er in seiner ruhigen Art. Und die Gruppe bestätigt: „Unsere Zusammengehörigkeit hängt vom Kursleiter ab, er ist uns mehr ein guter Freund“.

Mit der Malerei beschäftigt sich Herr Koch schon seit seiner Schulzeit. Von seinem Vater, der Gebrauchsgraphiker war, erhielt er seine erste Ausbildung in graphischen Techniken. „Kein Heft war vor mir sicher“, schmunzelt Herr Koch. „noch heute blättere ich gern in meinen alten Schulheften, die voll von Konzepten in

Kunstschrift sind, alle mit akribischer Genauigkeit. „Genaueres Hinsehen ist das Wichtigste, wenn eine Sache gut werden soll.“ Bis zum Schulabschluß waren die Naturwissenschaften und die Malerei meine Lieblings- und Leistungsfächer. Da lag es auf der Hand, daß ich mein Hobby zum Beruf machen würde. Schließlich sollte auch die Arbeit Spaß machen. Ich entschied mich für das Studium der Chemie-Ingenieurtechnik. Um eine Familie zu ernähren, schien mir dieser Beruf finanziell abgesicherter. Das heißt aber nicht, daß ich die Malerei aufgegeben habe.“ erfahre ich von ihm. Deshalb besuchte er in Dortmund bei J.A. Stork und O. Bahrenburg Kurse in Aquarellieren und Portraitzeichnen. Seit 1979 war er dann

Malakademie im Salzburgerland selbst Kurse für volkstümliche Genremalerei. Mit dem Tod von Prof. Itzinger verlor er einen Freund. So ging er später nach Leipzig zu Prof. N. Hornig.

Er entwickelte zunehmend seinen eigenen Stil, indem er sich von der Realität löste, was ihm als Techniker besonders schwer fiel. Herr Koch nennt diese penible Genauigkeit scherzhaft „kürteln“. Aquarelle stehen bei ihm im Vordergrund. Die Bilder bestechen durch ihre realistische Darstellung, den harmonischen Bildaufbau und die Klarheit der Farbe. Eine lockere Pinselführung und die Umsetzung optischer Eindrücke in expressive Tonwerte und Lichtreflexe zeichnen seine Werke aus.



regelmäßig jährlich in Wien bei Prof. Fritz Itzinger, ehem. Hochschule für angewandte Kunst, wo er Kurse in verschiedenen Techniken, wie Aquarell und Öl, Altmeistertechnik und Portrait sowie volkstümliche Genremalerei belegte. Danach wurde er Meisterschüler von Prof. Itzinger und gab von 1995 – 1998 an der

Er wurde zum Interpreten und Zeichner von Landschaften. Bilder vom Winter, Schnee und Kälte, die man spürt durch die gebrochenen Farben. Frühling mit hellem Grün. Sommer mit Wärme und Sonnenlicht. Herbst mit reifen Braun- und Rottönen. Meisterhaft erreicht er die atmosphärische Wiedergabe der Natur.

Seit seinem Ruhestand kann er sich ganz der Malerei widmen. Er hatte Zeit für Gruppen- und Personalausstellungen, die er mit der ihm eigenen Sorgfalt vorbereitete. Eine davon war unter anderem auch in der Cafeteria im Unnaer Rathaus. Unna zu sehen. Dortmund, Schwerte, Endorf, die Partnerstadt Döbeln, waren Ausstellungsorte, ebenso wie Traunwalden, Goldegg und St. Johann in Österreich.

Seine Bilder befinden sich in privatem und öffentlichem Besitz.

Doch wer Herrn Koch kennt, weiß, daß er noch immer voller Tatendrang steckt. Er referiert über

„Salome und Johannes der Täufer“ in der bildenden Kunst. Dazu recherchierte er über eine Zeitspanne vom 6. Jahrhundert nach Christi bis in die Gegenwart. Ein breites Feld, denn besonders in der Renaissance war das Thema aus dem Neuen Testament von vielen Malern gern angenommen. Erst im Februar diesen Jahres hat er sich mit einem gelungenen Vortrag als Gast des Richard-Wagner-Verbandes mit der Edda und dem Ring der Nibelungen auseinandergesetzt.

Und – da bin ich mir ganz sicher – Herr Koch wird uns bestimmt bald wieder

mit einer neuen Kreation überraschen. ✱



3 Bilder: F. O. Koch
Aus drucktechnischen Gründen leider nur in Graustufen

Ein junger Unnaer in Amerika

- von Christian Modrok -

Die Geschichte der Technik füllt dicke Bände oder sogar Bibliotheken. Für einen normalen Leser ist sie überwältigend. Interessant sind aber manche Episoden. So auch die Geschichte eines jungen Ingenieurs aus Unna, der Anfang der 30er Jahre sein Glück in den USA zu finden versuchte. Als er nach seinem Studium in Deutschland keine Arbeit fand, ermöglichte ihm ein Verwandter die Reise nach Amerika. Seine Eindrücke schrieb er als Erinnerungen nieder, in welchen er vier besondere Episoden als seine „Sternstunden der Technik“ hervorhob.

Schon bei seiner Ankunft am amerikanischen Kontinent schockte ihn die schroffe

„Begrüßung“ der Beamten. Er fühlte sofort, dass er gar nicht willkommen war. Bald erfuhr er auch den Grund. Deutschland verließ er als einer von 6 Millionen Arbeitslosen; in den USA verstärkte er das Heer von 16 Millionen Arbeitslosen. Im Prinzip hätte da ein junger Mensch deprimiert sein müssen. Nicht aber der Unnaer. Mit einem alten Auto reiste er kreuz und quer durch den riesigen Kontinent auf der Suche nach Arbeit. Er hatte viel Zeit und Muße. Seiner nicht beneidenswerten Lage rang er aber auch etwas Positives ab. Mit der Seele eines begeisterten Technikers beobachtete und beschrieb er das Entstehen einiger, für diese Zeit, gigantischen Objekte. Das erste

Objekt, das sein Herz höher schlagen ließ, war der Bau des Empire State Building in New York. Von erster Minute an sah er, wie zuerst das Stahlgerüst entstand, welches dann mit Backstein ausgekleidet wur-



de. Er bewunderte und beneidete die 2500 Arbeiter, die dort Beschäftigung und Brot fanden. Als er dann nach der Fertigstellung einmal hinauf zum Turmcafé fuhr, hatte er dieses Hochgefühl, welches jeder Mensch in so einer Situation empfindet. Zu Füßen lagen ihm die bisherigen Wolkenkratzer von Manhattan. Und wieder bewunderte er die Fensterputzer, die in an Seilen hängenden Körben die 6400 Fenster reinigten. Und immer wieder kam ihm zu Bewußtsein, daß er doch nur einer von 16 Millionen Arbeitslosen war. Und trotzdem nannte er dies seine erste Sternstunde der Technik. Ungefähr zur gleichen Zeit ging die George Washington Brücke über den Hudson ihrer Vollendung entgegen. New York hat viele Brücken. Die Brooklynbrücke soll die

schönste der alten Brücken gewesen sein. Unser junger Ingenieur nannte aber die neue die kühnste und eleganteste Brücke. Die freie Spannweite beträgt 1067 Meter. Sie hängt an vier Seilen mit einem Durchmesser von 90 cm. Jedes Seil, bestehend aus 26474 Drähten von 0.5 mm Durchmesser, ist zwischen zwei an den Ufern stehenden Türmen von 182 m Höhe gespannt. Am meisten bewunderte der junge Unnaer die Seilflechtwagen, die von Turm zu Turm über den Strom wanderten und aus jeweils 26474 Drähten nach und nach die 90 cm dicken Trageile gestalteten. Dies nannte er seine zweite Sternstunde der Technik.

Auf der Suche nach Arbeit verschlug es unseren Helden nach San Francisco. Diese schöne Stadt am goldenen Tor war ein Paradies für Arbeitslose. Dort gab es, schrieb der Unnaer, Äpfel, Pfirsiche und Weintrauben in großen Mengen. Sie waren sehr billig. An den Küsten der Bucht von San Francisco wimmelte es nur so von Fischen, so daß man auch den Bedarf an Fischen mühelos selbst angeln konnte. An einem schönen Morgen, als er die Angel ins Wasser hielt und mit Leidensgenossen über den Kampf ums Dasein philosophierte, zerriß



eine gewaltige Detonation die Stille am goldenen Tor. Aus der Bucht stiegen riesige Wasserfontänen hoch. Die jungen Män-

ner waren unerwartet Zeugen eines großen Augenblicks der Technikgeschichte geworden. Es war die erste Sprengung zum Fundament der, zum damaligen Zeitpunkt, größten Brücke der Welt, der Golden Gate Bridge. Für unseren jungen Arbeitssuchenden war es die dritte Sternstunde der Technik.

Am unteren Lauf des Colorado, im Black Canyon, bauten die Amerikaner zu dieser Zeit eine gigantische Talsperre. Sie beabsichtigten damit den stürmischen Lauf des Colorado zu zähmen und dazu noch elektrische Energie zu gewinnen. Auch dorthin verschlug es den Unnaer, aber nicht als Tourist. Er bewunderte die Baustelle. An Gurten und Seilen hingen Männer aller Rassen von allen Kontinenten. Ihre Preßluftschlämmer und -meißel heulten und jaulten in die brüllende Hitze des Wüstentages hinein. Den Black Canyon bezeichnete er als den Vorhof zur Hölle. Als Arbeitsloser ohne finanziel-

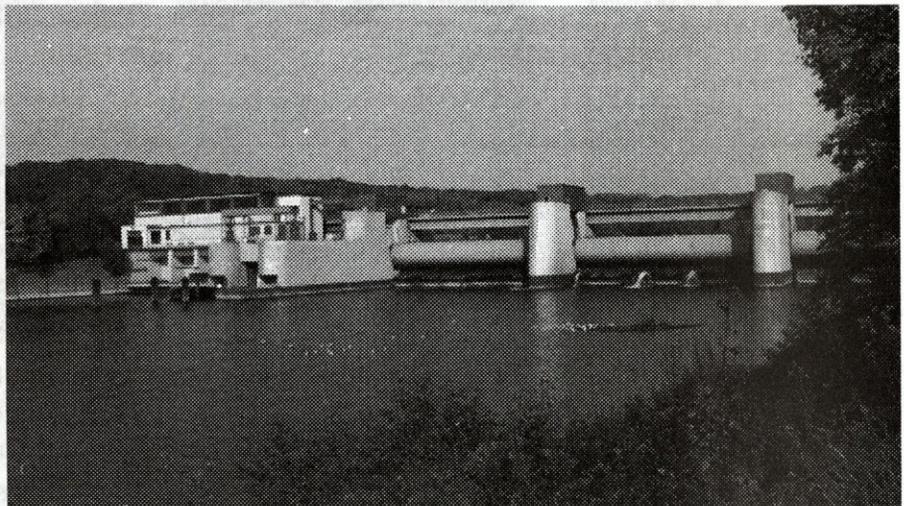
le Mittel bedauerte er die Leute nicht. Sie schufen in der Wüste ein Werk, welches mit den Pyramiden verglichen werden konnte. Dieses Mal besann er sich an seine westfälische Heimat, denn der neu entstehende See sollte 290 mal mehr Wasser fassen als der Möhnesee. Der junge Ingenieur nannte es seine vierte Sternstunde der Technik. Gab es solche Sternstunden nur in Amerika? Was gab es in dieser Zeit Neues und Beachtliches in Europa? In Deutschland, oder in der Provinz Westfalen? Was hat unser Held in seiner Heimat verpaßt?

Am Anfang der 30er Jahre wurde in Essen etwas nicht in die Höhe, sondern in die Tiefe gebaut. Es entstand dort das zu seiner Zeit modernste Steinkohlenbergwerk, die Zeche „Zollverein“. Es war nicht so spektakulär, weil man die Maße des Schachtes

nicht sieht. Die Übertageanlage, einschließlich der Kokerei, ging jetzt als Industriedenkmal in das UNESCO- Weltkulturerbe ein.

Im Jahre 1932 wurde der Ruhrschnellweg fertiggestellt. Er führte vom Rheinland bis nach Unna. Diese Straßenverbindung war für das sich rasant entwickelnde Ruhrgebiet zu mindestens das, was die Golden Gate Bridge für Kalifornien.

Im Jahre 1933 wurde das Stauwehr des Baldeneysees mit Kraftwerk in Betrieb genommen. Erstellt wurde es unter dem Einsatz sehr vieler Arbeitsloser. Es war ein



nicht so spektakuläres Objekt wie die Talsperre im Black Canyon, aber für das Ruhrgebiet nicht weniger wichtig. Der See gewann an Bedeutung, sowohl für die Wasserversorgung der Industrie, als auch als Sport- und Freizeitgebiet für die Revierbevölkerung.

Auch ein Ereignis anderer Art verpaßte unser Amerikareisender in seiner Heimat. 1931 brauste der erste Schienenzeppelin mit großem Getöse durch Unna. Diese Technik hat sich aber nicht weiter entwickelt.

Von unserem Helden wissen wir nur, daß er mit viel Lebenserfahrungen in seine Heimat zurückkehrte, und sich zu einem anerkannten Fachmann entwickelte.

Entnommen aus „Sternstunden der Technik“ von Karl Stübner. *

Aberglaube

- von Klaus Pfauter -

Einem abergläubigen Menschen wird schnell unser mitleidiges Lächeln zuteil. Am Freitag, dem Dreizehnten, macht er keinen Schritt aus dem Haus. Wieso? An anderen Tagen würde er niemals unter einer Leiter durchgehen. Warum? Witwen kleiden sich schwarz. Weshalb? Bräute sind weiß. Man bewirft sie mit Reis. Was soll das? Glaube und Aberglaube. Wenn wir da nicht augenblicklich die Kirche dahinter vermuten! In der Tat. Die christliche Kirche bezeichnet alles, was nicht konform mit ihrer Lehre ging, als Aberglauben. Mit der Wandelbarkeit ihrer Dogmen änderte sie häufig die Grenzen zwischen Glauben und Aberglauben. Zum Beispiel der Glaube an übernatürliche Kräfte. Magie und geheimnisvollen Hokuspokus ist einmal als

finsterer Aberglaube verdammt worden. ein andermal zur Quelle des Glaubens hochgelobt. Viele Hexen hätten davon ein Lied singen können. Die Inquisition sorgte dafür, daß es Klagelieder wurden.

Das ist, Gott Lob, lange her. Der Aberglaube jedoch hat sieben zähe Leben, wie eine schwarze Katze. Denken wir nur an die heutigen Astrologen, Kartenleger, Ruten-gänger und Pendler. Warum würde manch aufgeklärter Zeitgenosse nie und nimmer unter einer Leiter durchgehen? Die Leiter

gehörte anno dazumal zur Grundausrüstung eines Henkers. Er stieg darauf hoch, um den Strick am Galgen zu befestigen. Seine Zeitgenossen mieden es nach Kräften, auch nur in die Nähe seiner Leiter zu gelangen. Ihre Nachkommen auch. Die Witwen, warum sind sie schwarz? Sie wollten möglichst unsichtbar sein, unauffällig und sicher vor dem bösen Geiste ihres verblichenen Herrn und Gebieters. Der hätte sie verhexen können. Dagegen das weiße Kleid der Braut: Es symbolisiert ihre Jungfräulichkeit. Ja, gibt es denn ein besseres Beispiel für Aberglauben? Und warum werfen Hochzeitsgäste mit Reis nach ihr? Ursprünglich warf man mit Weizen. Die Braut sollte mindestens so fruchtbar sein wie eine Weizenähre. Wie ist daraus Reis



geworden? Ganz einfach: Er ist billiger und leichter zu beschaffen, gleich um die Ecke im Supermarkt. Passen sie auf, daß sie unterwegs keine drei Nonnen sehen. Wenn ja, dann lassen sie schnell ihre Brille fallen. Scherben bringen Glück.

Toi, toi, toi!

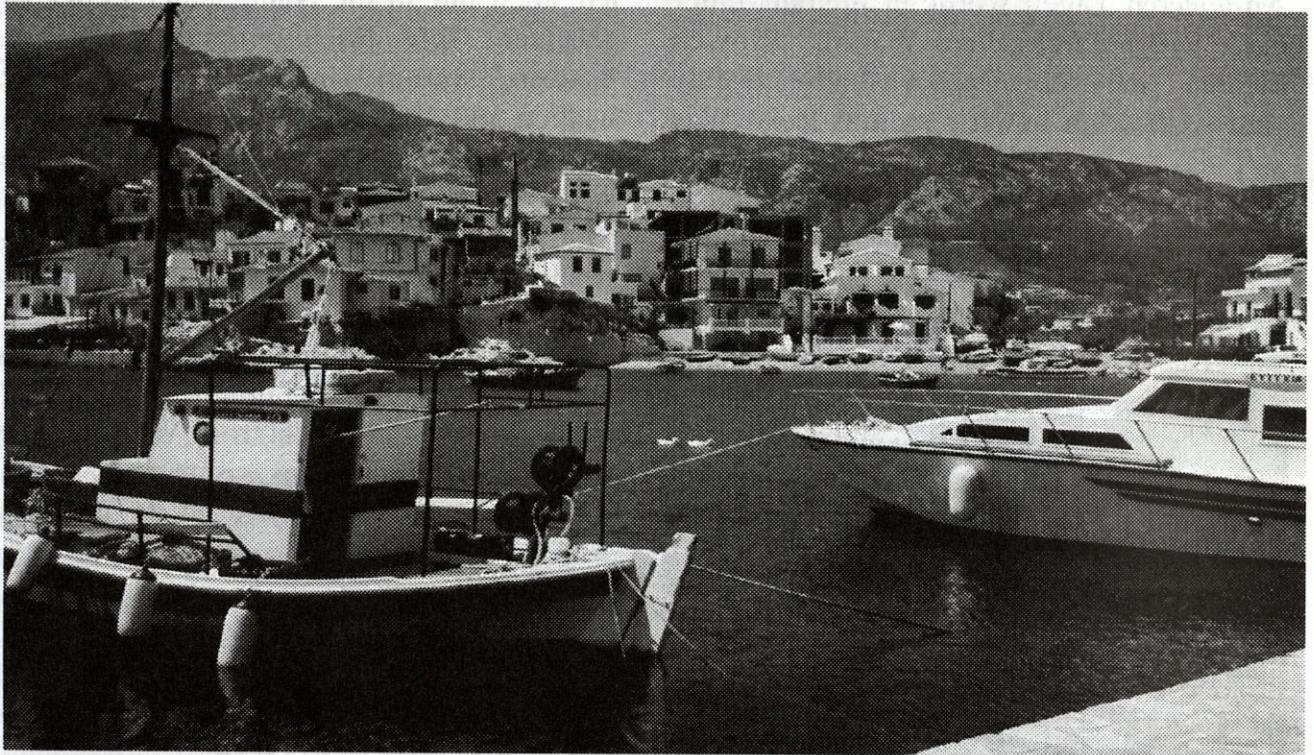
*

Smaragd im blauen Meer - Samos, Insel der Hera

- von Brigitte Paschedag -

Es klang ganz harmlos, was da im Reiseleiter stand: Fußweg von Kokkari nach Vourliotes ca. 1½ Stunden. Das mußte doch zu schaffen sein! Zwar hatten wir

Irgendwann, nachdem wir noch mehrmals den Bach auf ebenso abenteuerliche Art überquert hatten und der Weg immer steiler und schmaler zu werden schien, beschloß



schon bemerkt, daß die Wanderkarten nicht stimmten, und auch die Markierung der Wege sollte nicht gut sein. Trotzdem: Wir hatten den ganzen Tag Zeit und machten uns auf die Wanderung. Schließlich sollte der Norden der Insel Samos ein Wanderparadies sein, und wir waren ja gut zu Fuß!

Und siehe da, genau dort, wo nach unserer Meinung der Wanderweg beginnen sollte, stand das Schild: Fußweg nach Vourliotes. Na also! Ein breiter Schotterweg, trocken und gut begehbar, lag vor uns.

Das aber sollte sich bald ändern. Nach etwa 50 Metern mußten wir erst einmal über einen breiten Bach, aber nicht etwa über eine Brücke, nein, es galt über rundgeschliffene Steine zu balancieren. Und das, wenn man nicht schwindelfrei ist... Aber einmal... nicht so schlimm. Danach ging es auf einem äußerst schmalen, steilen Weg weiter.

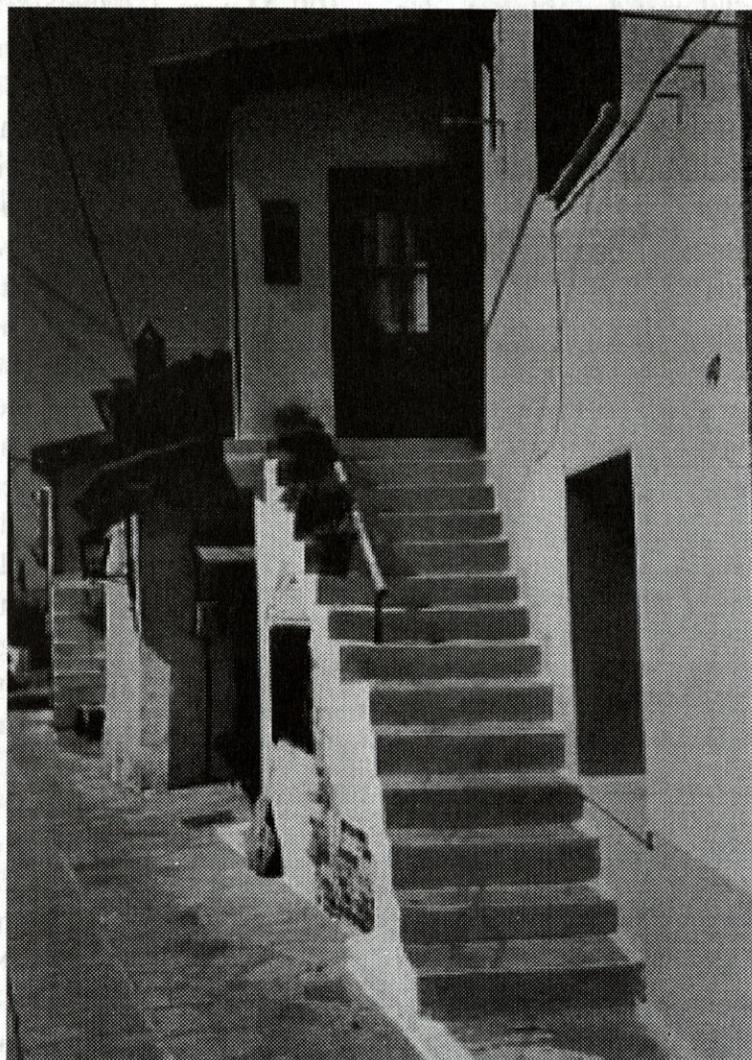
ich, keinen Meter mehr weiter zu gehen. So langsam ging mir nämlich die Luft aus. Aber das war natürlich Unsinn. Also rappelte ich mich wieder auf, und irgendwann kamen wir tatsächlich in Vourliotes an. Aber 1½ Stunden? Mir kam die Zeit doppelt so lang vor!

In einer der Tavernen auf der leider „modernisierten“ Platia stärkten wir uns mit Meze (Vorspeisenplatte) und Retsina (geharztem Wein), bummelten ein wenig durch den Ort, tranken noch irgendwo einen „griechischen Kaffee“ und machten uns auf den Rückweg. Dieses Mal allerdings über die Serpentinstraße. Auf dem schmalen Schotterweg bergab zu laufen schien uns denn doch zu gefährlich. An der Küstenstraße angekommen, hielten wir ein Auto an und ließen uns die letzten Kilometer zurückfahren. Der junge Mann, der uns

mitnahm, war der Kellner der Taverne, in der wir unseren Kaffee getrunken hatten. Von ihm erfuhren wir, daß sein Chef den Weg, den wir zuvor gegangen waren, nach Erdbeben und Waldbrand aufgeräumt und markiert hatte. Er hatte Schilder geschrieben, rote Punkte auf Felsblöcke gemalt und Steinmännchen aufgestellt. Ihm hatten wir es zu verdanken, daß wir uns zumindest nicht verlaufen hatten. Von Vourliotes aus hatten wir einen wunderschönen Blick auf die Nordküste unserer Insel und auf die nahegelegene Türkei gehabt. Der Weg hatte uns durch üppige grüne Wälder geführt. Überall an den Hängen blühten die Ginster mit gelben Blüten, wie wir sie in dieser Größe noch nie gesehen hatten.

Samos, die Insel, von der hier die Rede ist, ist besonders wasserreich und daher besonders grün. Eigentlich ist sie ein mächtiges Gebirge, das mit dem Gipfel des Kerkis eine Höhe von 1433 m über dem Meeresspiegel erreicht. Dieses Felsmassiv beherrscht den Westen. Das Zentrum der Insel bildet der bewaldete Ambelos mit einer Höhe von 1153 m.

Die Küsten sind vielfältig. Es gibt einige Badebuchten, allerdings nur zwei mit Sandstrand. In den anderen liegt man auf harten Kieselsteinen. Aber schön sind sie



alle. Samos ist die achtgrößte der ständig bewohnten griechischen Inseln. Hauptstadt ist Samos-Stadt, von den älteren Einwohnern noch Vathy genannt, eine Hauptstadt, die zwar über einige Hotels, aber keinen eigenen Strand verfügt. Wirtschaftlich ähnlich

bedeutsam ist Karlovassi im Nordwesten. Pythagorio, benannt nach dem griechischen Philosophen Pythagoras, ist im Sommer eine quirlige, aber auch sehr heiße Stadt, im Winter ist hier nicht viel los. Auch Kokkari im Norden, das wir zu unserem Standquartier gemacht hatten, ist in der Saison voller Leben. Dann sind die hübschen Tavernen am Hafen von Touristen und Einheimischen

bevölkert, und es macht Spaß, dort zu sitzen, einen frisch gepressten Orangensaft oder auch den berühmten Samos-Wein zu trinken, zu lesen oder einfach den Leuten zuzuschauen. Im Winter versinkt auch Kokkari in eine Art Winterschlaf. Das ändert sich erst wieder, wenn das griechische Osterfest naht.

Zum Glück wurde Samos erst relativ spät für den Tourismus entdeckt, so daß die Bausünden früherer Jahre, die andere Ferienorte häufig verschandeln, hier vermieden werden konnten. Große Bettenburgen

findet man kaum und wenn, dann liegen sie einsam außerhalb der Ferienorte und stören deren Erscheinungsbild nicht. Unser Hotel in Kokkari war quasi ein Dorf im Dorf mit einem schönen Garten, hübsch eingerichteten Ferienwohnungen, z. T. im Maisonette-Stil, wo das Frühstück auf der eigenen oder der Hotelterrasse wunderbar schmeckte und auf den Tag einstimmte.

Übrigens hatten wir uns bei unserer oben beschriebenen Wanderung vorgenommen,

uns am nächsten Tag gründlich auszuruhen. Aber daraus wurde nichts. Nachdem wir morgens durch den Ort gebummelt waren, beschlossen wir, mit tags noch einmal zur Flammari-Ebene, auf der wir schon vor einigen Tagen gewandert waren, hinaufzufahren und dort „ein bißchen“ zu laufen – einfach weil es dort so schön war. Mit dem Taxi – es war der orthodoxe Karfreitag und Busse fahren nicht – ließen wir uns zum oberen Endpunkt der alten byzantinischen Straße bringen und gingen von dort aus los. Wir wollten ein

Dreieck ablaufen: Vathy - Kamara – Kloster Agia Zony – Vathy. Aber es kam wieder einmal anders. In Kamara fragte uns der freundliche Wirt, als wir unseren Tee bezahlten, ob wir auch zum Kloster wollten. Wir wollten – wie gesagt – nach Agia Zony. Nein, nein, sagte der Mann, der Weg zum Kloster Moni Zoodochon sei viel schöner, der Blick von dort unbeschreib-

lich, man könne sogar Ephesus in der Türkei sehen und außerdem sei es nur 2 km weit und es gebe einen Fußweg. Die Erwähnung eines „Fußwegs“ ließ uns zwar aufhorchen – aber hin und zurück 4 km, das konnte uns nicht schrecken. Nach etwa 100 Metern fanden wir besagten Weg. Er erwies sich wenig später als eine steile, allerdings relativ breite Treppe – ein alter Pilgerweg. Wieder einmal stöhnten wir unterwegs und wieder einmal entschädigte

uns der Blick, den wir vom Kloster aus hatten, für alle Mühen. Und die Anstrengung verschaffte uns auch noch eine Genugtuung: Es erwies sich, dass wir die einzigen waren, die zu Fuß gekommen, also die einzigen echten „Pilger“ waren. Die frommen orthodoxen Griechen, die am Karfreitag zur Klosterkirche kamen, fuhren ausnahmslos mit dem Auto vor... Nun ja, auf dem Rückweg zogen auch wir es vor, bequem zu fahren. Wir hielten wieder einmal einen Wagen an. Das nette Ehe-

paar, das uns mitnahm, aber leider kaum englisch sprach, fuhr nach Karlovassi, also an Kokkari vorbei, setzte uns am Ortseingang ab, und so kamen wir schnell, wenn auch total „geschafft“ zum Hotel zurück. Es macht doch Spaß, Schwierigkeiten zu überwinden und Strapazen zu bestehen. Ich würde die Wege sofort noch einmal machen! *



Ein Ausflug nach Bad Sassendorf

– von Benigna Blaß –

Viele von Ihnen bleiben in diesem Sommer zu Hause. Was sollen Sie unternehmen? Immer nur im Bornekamp oder im Kurpark Königsborn spazieren gehen?

Dieses mal soll es etwas anderes sein. Warum nicht einen Ausflug nach Bad Sassendorf. Mit dem Zug bis Soest und dann umsteigen. Jede Stunde fährt ein Zug dorthin.

Vom Bahnhof sind es nur wenige Minuten bis zur Innenstadt. Hier findet man eine Fußgängerzone mit vielen netten Geschäften.

Boutiquen und Kaffees, die Sie zum Plauschen und Naschen einladen. Viele Brunnen und auch einen störrischen Esel findet man dort.

Der Fluss Rose-nau fließt durch den Ort und geleitet Sie in den Kurpark. Viele

Bänke im Schatten oder in der Sonne laden zum Verweilen und Ausruhen ein. Am Gradierwerk kann man die solehaltige Luft einatmen. Schöne Skulpturen zieren die Wiesen. Ein Teich, viele bunte Blumen und ein reich blühender Rosengarten werden Sie erfreuen.

Zur Zeit Karls des Großen (um 800 n. Ch.) wurde die Siedlung Sassendorf schon erwähnt. Hier wurde Salz gewonnen und über den Hellweg in die verschiedenen Städte gebracht. Im Laufe der Jahre wurde das Holz als Brennmaterial zum Salzsieden immer geringer. Um 1600 fand man eine andere Art Salz zu gewinnen. Man ließ die Sole über Dornenzweige (Dorngradierung) laufen.

Schon 1817 wurde die Sole zu Bade- und Heilzwecken angewandt. Viele Kinder aus

dem Ruhrgebiet fanden hier Erholung. Sassendorf war ein reines Kinderbad mit fünf Kurheimen. 1906 überreicht der Arnberger Regierungspräsident dem Ort die Urkunde, daß er sich nun „Bad Sassendorf“ nennen durfte. Ein Gradierwerk wurde im Park wieder aufgebaut. 1969 fand man in Bad Sassendorf - Ostinghausen (Woeste) enorm viel Moor. Neben der Sole ist jetzt auch Moor als Heilquelle vorhanden. Das Besondere ist, daß das Moor nach

Gebrauch wieder an seinen Ursprungsort zurückgebracht wird. Nun begann der Aufschwung. Es entstanden viele Kurheime, ein Sole-Thermalbad wurde gebaut, ein Rhododendrongarten angelegt und die

Innenstadt modernisiert. Die ehemalige Sälzerhütte wurde zum Trinkbrunnenhaus und zu einer Boutique umgebaut. Alte Häuser wurden abgerissen, um im Fachwerkstil wieder aufgebaut zu werden.

Unna ist mit Bad Sassendorf dadurch verbunden, daß der Hof Hueck aus Unna-Niedermassen 1971 abgebaut und in Bad Sassendorf wieder aufgebaut wurde. Jetzt ist er ein Hotel und Restaurant im Kurpark. Ebenso wurde 1978 ein Schnitterhaus in Sommersell abgebaut und zusammen mit dem Hof Kallewegge im Kurpark wieder aufgebaut. Heute ist es das Maritim Hotel Schnitterhof.

Der Aufenthalt in Bad Sassendorf ist kurzweilig und bietet für jeden etwas. Fahren Sie mal hin.

Viel Vergnügen. *



Unsere Symbole – Relikte der Zeit

- von Klaus W. Busse -

Jede Gemeinschaft, auch der Staat, braucht verbindende Symbole. Sie sind mehr als ein äußeres Zeichen. Ihr Sinn ist heute vielfach verschüttet, nicht zuletzt, weil verschiedene Zeiten sie verschieden deuteten. Es genügt nicht, daß man die Farben kennt. Es ist vielmehr erforderlich, daß man Farbe bekennt.



So begegnen sie uns auf Schritt und Tritt im täglichen Leben. Verkehrszeichen, die ein bestimmtes Verhalten ge- oder verbieten, sind Symbole. Wenn wir uns zur Begrüßung die Hand reichen, so hat der Handschlag Symbolcharakter, wobei nicht einmal eindeutig beantwortet werden kann, was der Handschlag bedeutet. Einer Deutung zufolge ist das Händeschütteln als eine verkürzte Umarmung zu verstehen. Die symbolische Geste des Händeschüttelns ist zweifellos uralt und kann ebenso wie Begrüßungsgebärden anderer Kulturkreise wahrscheinlich nur aus der Natur des Menschen und den dazugehörigen Umweltvoraussetzungen erklärt werden. Eine Fahne ist nicht nur ein Hoheitssymbol eines Staates, sondern zugleich Ausdruck einer nationalen Tradition. Von nationalen Symbolen soll im Folgenden die Rede sein.

Landesfarben

Die rot-weiß-blaue Geusenfahne der aufständischen Niederländer im 16. Jahrhundert wurde nach ihrem Sieg über die Spanier zur ersten Nationalflagge der europäischen Geschichte. Im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und in der Französi-

schen Revolution wurde das Rot-Weiß-Blau in wechselnden Kombinationen zu einem Sinnbild politischen Unabhängigkeitskampfes von Nationen.

Die deutsche Reichsfahne hatte keine einheitliche Grundfarbe. Es erscheint deshalb als nicht möglich, die späteren Reichsfarben direkt aus dem Mittelalter abzuleiten. Der erste Beleg für die Kombination Schwarz-Rot-Gold ist um 1320 entstanden. Es zeigte unter anderem den Schwarzen Adler mit roten Fängen und roter Zunge auf goldenem Grund. Als im Frühjahr 1813 bei den Freiheitskriegen gegen Napoleon preußische Freiwillige eingekleidet werden mußten, griff man auf Grund des Uniformmangels zu dem Hilfsmittel bürgerliche Kleidung einzufärben. So auch beim Freikorps Lützow, bei dem Zivil schwarz eingefärbt und mit roten Aufschlägen und goldenen Knöpfen versehen wurde.

Die 1818 gegründete „Allgemeine Burschenschaft“ übernahm die Farben Schwarz-Rot-Gold. Auch das Bürgertum identifizierte sich zunehmend mit den studentischen Freiheitsbewegungen. Das verbindende Zeichen wurden die Farben Schwarz-Rot-Gold.

Sowohl der preußische König Wilhelm I als auch sein Ministerpräsident Bismarck hatten eine tiefe Abneigung gegen die schwarz-rot-goldenen Farben. Bismarck setzte daher für den preußisch geführten Norddeutschen Bund die Farben Schwarz-Weiß-Rot als Nationalflagge ein. 1871 wurden die schwarz-weiß-roten Farben vom Deutschen Reich übernommen. Schwarz-Weiß-Rot war zunächst eine Kunstschöpfung ohne Anknüpfung an eine Tradition gewesen, die sich einen Rückhalt in der Bevölkerung erst erwerben mußte. Über die Flotte, den Handel und die Kolonien gelang dies im Laufe der Jahre weitgehend. Nach 1918 wurde der Streit um die

Reichsfarben ein äußeres Zeichen für das Ringen unterschiedlicher Staatsauffassungen. Schwarz-Weiß-Rot war das Symbol der Konservativen, Rot stand für Sozialismus und Revolution. Schwarz-Rot-Gold versinnbildlichte den Versuch, im Streit zwischen beiden verfeindeten Lagern zu vermitteln. Der Kompromiß: Die Reichsfarben sind Schwarz-Rot-Gold. Die Handelsflagge ist Schwarz-Weiß-Rot mit den Reichsfarben in der oberen inneren Ecke.



Freikorps Lützow

Dieser Flaggenkompromiß stiftete jedoch keinen Frieden. Er zerriß vielmehr die Deutschen in verschiedene Parteien. Mit der Übernahme der Macht durch die Nationalsozialisten wurde praktisch die schwarz-rot-goldene Flagge gestrichen. Das „Reichstagsflaggengesetz“ vom 15.09.1935 legte fest: „Die Reichsfarben sind Schwarz-Weiß-Rot. Die Reichs- und Nationalflagge ist die Hakenkreuzflagge.“

Nach 1945 knüpfte Deutschland an die Farben der Weimarer Republik an. In Artikel 22 des Grundgesetzes heißt es: „Die Bundesflagge ist Schwarz-Rot-Gold“. Auch im zweiten gebildeten deutschen Staat gab es die gleiche Flagge und die DDR behielt sie bei, so lange sie an der Einheit Deutschlands festhielt. Erst mit der Abgrenzung an Stelle der Einheit dokumentierte die damalige DDR 1959 eine Flaggenänderung: Mit dem Hinzufügen eines Staatselements (Hammer und Zirkel im Ährenkranz) verlieh sie der Abgrenzung sichtbaren Ausdruck und schuf sich eine eigene Staatsflagge.

Nationalhymne

Neben den Farben Schwarz-Rot-Gold ist die dreistrophige Nationalhymne ein weiteres verbindendes Symbol.

Hoffmann von Fallersleben (1798-1874) hatte 1841 die Bindungslosigkeit der Deutschen erkannt. Er dichtete im Stil der Zeit das „Lied der Deutschen“. Seiner Zeit weit voraus, dachte Hoffmann von Fallersleben bereits gesamtdeutsch. Sein Land, noch ungeeint, auf seine Freiheitsrechte wartend, war das große Deutschland. Die Kleinstaaterei galt es zu überwinden ... in diesem Sinn „über alles“. Unterlegt wurde der Text mit der Melodie aus Haydns Kaiserquartett.

Doch auch nach der Reichsgründung 1871 gab es keine gesamtdeutsche Nationalhymne. Es ist auch keine bis zum Ende des Kaiserreiches 1918 bestimmt worden. Als musikalisches Repräsentationsstück spielte eine Hofkapelle zur Feier des Tages die „Wacht am Rhein“. Inoffiziell gab es ein monarchisch – nationales Repräsentationslied an Kaisers Geburtstag, Sedantag, Reichsgrün-

dungsgedenkfeier usw.: „Heil dir im Siegerkranz“.

Nach dem Ende der deutschen Monarchie erklärte der Reichspräsident Friedrich Ebert zum Verfassungstag 1922 das Deutschlandlied zur Nationalhymne. An dieser vom Volk gewollten Zustimmung kam auch Hitler nicht vorbei. Die Nationalhymne blieb bestehen. Seit 1933 ergänzte sie das Horst-Wessel-Lied „Die Fahne hoch“ lediglich als Zusatzhymne.

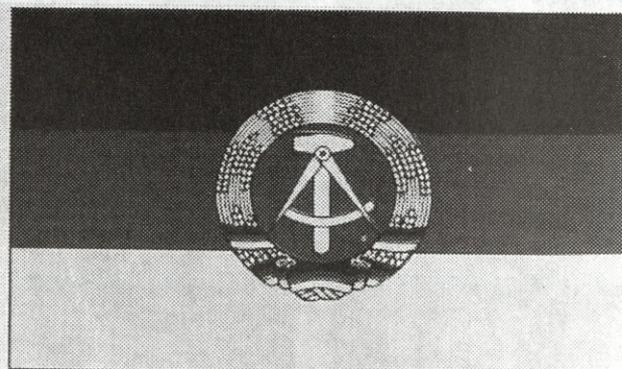
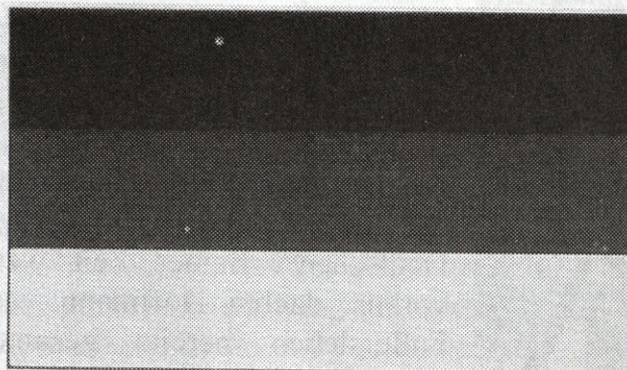
Dies sollte sich später als segensreich erweisen, als dadurch eine Identifizierung der Hymne mit dem Regime vermieden wurde. Deutschland war im Dritten Reich durch das Deutschlandlied symbolisiert, das Re-

sträubte sich gegen die Nationalhymne. Als offizielles Datum der Einsetzung des „Liedes der Deutschen“ als Nationalhymne gilt der 6. Mai 1952, als eine entsprechende Mitteilung des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung erfolgte. Im Grundgesetz gibt es keinen dem entsprechenden bindenden Artikel, wie etwa für die Flagge. Offiziell ist die Hymne nie verkündet worden. Unsere Nationalhymne ist das Lied mit seinen drei Strophen, gesungen werden soll bei staatlichen Veranstaltungen dessen dritte.

In Mitteldeutschland, das zeigt die Tragik der jüngeren deutschen Geschichte, wurde diese Hymne seit der Abgrenzung der DDR

Reichsfarben 1919 – 1933 Schwarz-Rot-Gold
Bundesflagge 1949
National- und Handelsflagge der DDR 1949-1959

Staatsflagge der DDR 1949-1959
Schwarz-Rot-Gold im Ährenkranz
mit Hammer und Zirkel



*Einigkeit und Recht und Freiheit
für das deutsche Vaterland!
Danach lasst uns alle streben
brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
sind des Glückes Unterpfand.
Blüh im Glanze dieses Glückes,
blühe deutsches Vaterland.*

**AUFERSTANDEN AUS RUINEN
UND DER ZUKUNFT ZUGEWANDT,
LASS UNS DIR ZUM GUTEN DIENEN,
DEUTSCHLAND, EINIG VATERLAND.**

L. P. Becker

gime durch die Zusatzhymne. Als sich 1949 die Bundesrepublik und die DDR als Staaten bildeten gab es zwei Nationalhymnen: In Westdeutschland stand 1952 die Frage der Nationalhymne auf Vorschlag durch die Bundesregierung an den Bundespräsidenten an. Dieser (Heuss)

von der Bundesrepublik Anfang der sechziger Jahre nur noch gespielt und ihr Text totgeschwiegen, weil in ihr Deutschland als „einig Vaterland“ besungen wurde. Dieser Artikel wird fortgesetzt.

Quelle: Mil. Gesch. Forschungsamt

*

Ach du Schreck - alles weg!

- von Brigitte Paschedag -

Schon mancher hat nach kurzer Abwesenheit eine unliebsame Überraschung erlebt: Geld und Schmuck haben einen Liebhaber gefunden! Dabei hatte der Bewohner nur vergessen, die Haustür abzuschließen oder das gekippte Fenster zuzumachen. **Merke: Nicht abgeschlossene Haustüren sind offene Haustüren, gekippte Fenster sind offene Fenster.**

Heute passieren die meisten Wohnungseinbrüche am hellichten Tag. Nicht immer sind gut ausgerüstete Profis am Werk, sondern häufig Gelegenheitstäter, die eine Konfrontation mit dem Wohnungsinhaber tunlichst vermeiden wollen. Deshalb prüfen sie durch Beobachten, Klingeln oder Anrufen, ob das Haus oder die Wohnung auch tatsächlich leer sind. Erst dann versuchen sie, durch leicht aufzuhebelnde Fenster, Balkon- oder Terrassentüren einzudringen. Viele von ihnen scheitern schon an einfachen Sicherungseinrichtungen. Wenn diese auch noch von außen sichtbar sind, wirkt das meistens schon abschreckend, und der Versuch wird abgebrochen.

Vielfach dauert der Einbruch nur wenige Minuten. Entwendet werden hauptsächlich Schmuck und Bargeld. Geld kann jeder Dieb gebrauchen, Schmuck läßt sich verkaufen. Zudem ist beides leicht und braucht wenig Platz. Es hat keinen Zweck, Schmuck und Bargeld in vermeintlich sicheren Verstecken unterzubringen. Der Dieb kennt sie alle.

Es ist nicht leicht, den Verlust von Geld und Wertgegenständen zu verschmerzen. Viel schwerer wiegt aber meistens die Tatsache, daß man sich in den eigenen vier Wänden nicht mehr geborgen fühlt. Die Angst, daß sich so etwas wiederholt, kann die Lebensqualität erheblich beeinträchtigen.

Deshalb: Sichern Sie Ihre Wohnung gut ab!

Sämtliche Eingangstüren zum Haus oder zur Wohnung sollten immer – auch wenn Sie zu Hause sind – abgeschlossen sein. Wenn Radio oder Fernseher laufen oder Wasser rauscht, hören sie nicht, wenn am Schloß manipuliert wird. Schließen Sie möglichst zweimal um und ziehen Sie den Schlüssel ab. Aus Gründen der Bequemlichkeit sollten Sie den Schlüssel zwar in der Nähe der Tür deponieren, aber so, daß er von außen weder gesehen noch – etwa durch ein eingeschlagenes Fenster – erreicht werden kann.

Fenster, Balkon- und Terrassentüren, die von außen leicht erreichbar sind, sollten ebenfalls immer abgeschlossen sein. Für den Schlüssel gilt auch hier: abziehen, nicht sichtbar und nicht erreichbar in der Nähe aufbewahren.

Kunststoffrolläden bieten zwar wenig Schutz, trotzdem sollten sie nachts geschlossen sein. Ein potentieller Einbrecher müsste sie nämlich erst einmal überwinden, und das dauert ihm in der Regel zu lange. Tagsüber sollten aber zumindest die von der Straße aus sichtbaren Rolläden nicht zu sein. Das erweckt den Eindruck, daß niemand zu Hause ist und ist quasi eine Einladung für den Einbrecher. Bitten Sie doch einfach Ihre Nachbarn, die Rolläden morgens und abends zu bedienen. Auch über eine Zeitschaltuhr (möglichst nach dem Zufallsprinzip) gesteuerte Rolläden täuschen Anwesenheit vor.

Zusätzliche Sicherungsmöglichkeiten:

Es gibt geprüfte einbruchshemmende Türen. Außerdem entsprechende Schlösser mit Mehrfachverriegelung oder solche die sich selbst verriegeln. Sie können fast immer auch nachträglich eingebaut werden. Empfehlenswert ist auch ein durchschließbares Zusatz – Kastenschloß mit Distanzsperre. Ist dessen Zylinder mit dem Hauptschloß gleichschließend, brauchen

Sie sogar nur einen Schlüssel. Wollen Sie es nicht ganz so aufwendig, genügt auch die gute alte – von außen schließbare – Sicherheitskette.

Es sollte selbstverständlich sein, jedes Schloß mit einem hochwertigen Zylinder auszurüsten, für den weitere Schlüssel nur gegen Vorlage einer Sicherungskarte hergestellt werden. Bei Schließzylindern mit Gefahrenfunktion lässt sich die Tür von außen schließen, auch wenn von innen der Schlüssel steckt. Das ist besonders für ältere alleinlebende Menschen wichtig, denn niemand sollte sich so verbarrikadieren, daß nicht einmal ein Notarzt die Chance hat ins Haus zu kommen. Deshalb sollte ein Nachbar, dem Sie vertrauen, einen Schlüssel zu Ihrer Wohnung haben.

Keller und Nebeneingänge kann man mit zwei Querriegelschlössern (je eins im oberen und unteren Drittel) zusätzlich sichern. Von außen erreichbare Fenster sollten einbruchshemmend ausgerüstet sein (entsprechende Verglasung, Beschläge, Zusatzschlösser und -beschläge oder durchwurfschützende Folie). Für Keller- und

WC-Fenster gibt es Gitter und Rohre, die ein Einbrechen erschweren. In Einzelfällen kann es auch sinnvoll sein, die Rolläden gegen Hochschieben zu sichern (Holzrolläden).

Ganz wichtig ist auch eine sabotagegeschützte Telefonanlage. Sie sollten jederzeit von Ihrem Schlafzimmer aus den Polizeinotruf 1-1-0 wählen können. Außen am Haus liegende Telefonkabel können leicht durchtrennt werden. Deshalb ist ein „Handy“ im Schlafzimmer durchaus sinnvoll. Ihr Anrufbeantworter sollte übrigens niemandem erzählen, daß Sie gerade erst für vier Wochen in Urlaub gefahren sind. Aber das versteht sich wohl von selbst.

Dieser Artikel kann nur Hinweise geben, es kann hier nicht auf alle Sicherungsmöglichkeiten ausführlich eingegangen werden. Sollten Sie Fragen zu diesem Thema haben, gibt Ihnen die Polizei gern weitere Auskünfte. Bitte wenden Sie sich an:

**Kreispolizeibehörde
Kommissariat Vorbeugung in Kamen,
Tel. 02307/92 14 501** *

Die sanften Ritter der Lüfte

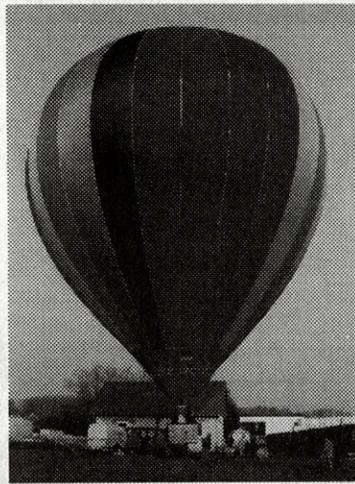
Eine Ballonfahrt über das Münsterland

- von Rudolf Geitz -

Für eine sanfte Fahrt mit einem Heißluftballon ist zunächst einmal handfeste Arbeit angesagt. Auch hier gilt die Regel, „erst die Arbeit, dann das Vergnügen“. Die Vorarbeiten für einen Ballonstart sind recht umfangreich. Auch die Gäste gehören zur Bodencrew. So auch an diesem klaren frühen Märztag. Zunächst muß die Gondel, ein geflochtener Weidenkorb, mit dem Brenner und den dazugehörigen Propangasflaschen bestückt werden. Danach wird die 26 m hohe und 20 m breite Ballonhülle auf der Erde ausgebreitet und mittels eines großen Ventilators mit Luft aufgeblasen. Wenn später der Gasbrenner für die Erwärmung

der Luft zum Einsatz kommt und sich die riesige bunte Nylonhülle zu formen beginnt, aufgeblasen faßt sie 3600 cbm, haben Helfer und Mitfahrer alle Hände voll zu tun, um Korb und Ballon so lange am Boden zu halten, bis alle Gäste im Korb stehen. Der Pilot steuert schon das Aufrichten des Ballons vom Korb aus. Nach dem Lösen der Sicherheitsleine schwebt der Ballon ganz leicht, ohne Rucken und Schwanken, in die Höhe. Der Startplatz, eine grüne Wiese, scheint unter uns zu versinken, langsam aber stetig. Der bange Blick zu den hohen Bäumen am Rande der Wiese ist unnötig, auch sie sind rasch unter

der Gondel zurück geblieben. Vom nahen Golfplatz, der wie ein modernes Gemälde ausgebreitet daliegt, winken einige Leute zu uns herauf. Münsters Kanalhafen gleitet unter dem höhersteigenden Ballon hinweg. Die Stadt mit ihren Dächern, Höfen und Gassen wirkt aus unserer Sicht wie ein maßstabgerechtes Modell. Scheinbar wie an einer Perlenschnur aufgezogen bewegen sich die Autos auf den Straßen. Der Wind läßt den Ballon in Richtung Westen, der sich senkenden Sonne, entgegenfahren. Unser Startplatz in Handorf war ein fixer Punkt der Reise, aber unser Ziel- und Landeplatz bleiben dem Wind überlassen. Da in unterschiedlichen Höhenlagen auch andere Luftströmungen herrschen, kann der Pilot durch variieren der Höhe auch die Fahrtrichtung etwas beeinflussen. Ein kleines steuerbares Segel an der Außenhülle ermöglicht auch das Drehen des Ballons, so dass die wenigen Messinstrumente für den Piloten immer nach vorn in Fahrtrichtung liegen. Zur Orientierung dienen Landmarken wie Ortschaften, Kirchtürme, Autobahnen und markante Gebäude. Da das Schloß zu unserer Rechten, also im Norden auftaucht vermutet der Pilot unseren ungefähren Landungspunkt. Mittlerweile ist es hier oben ganz still geworden, wir bewegen uns zwischen 200 und 300 m über Grund, diese Stille wird nur ab und zu vom Fauchen eines Brennerstoßes unterbrochen, welcher die Lufttemperatur in der mächtigen Hülle reguliert. Unten zieht die typische Münsterlandkulisse vorüber. Braune zu dieser Jahreszeit noch unbestellte Felder, grüne Flächen mit der Wintersaat, Wiesen unterbrochen von Hecken und Gehölzen, kleine Ortschaften mit roten Ziegeldächern, Straßen, Feldwege, Autos und Menschen. All dieses zieht mit großer Ruhe an uns vorüber so, als würde der Ballon



stehen und die Landschaft unter uns hinweggleiten. Die tiefstehende Sonne vor uns verblaßt langsam, es ist Zeit einen geeigneten Landeplatz auszumachen. Inzwischen ist auch die Funkverbindung zu dem Verfolgerwagen aufgenommen worden und tatsächlich ist er mit seinem Hänger auf der Landstraße mit bloßem Auge zu erkennen. Der Ballon ist nun schon auf Landhöhe gesunken, von einem einzelnen Gehöft schallt uns das „Hallo“ der Kinder entgegen, wir hören das Muhen der Kühe. Aber dann doch noch ein kurzer Brennerstoß, wir schweben weiter, der angepeilte Landeplatz, eine Wiese, war zu naß. Noch einmal über die Wipfel eines kleinen Wäldchens und dann heißt es „festhalten“! Ein unbe-

stellter Acker ist unser Landeplatz. Die Ballonhülle verliert ihre Form, dann rumpelt es kräftig, der Korb springt noch dreimal und wird von der niedergehenden Hülle über den Acker geschleift. Rasch herauspringen und den Korb anhalten. Gut gelandet. Aus den Mitfahrern ist wieder eine Bodencrew geworden. Die letzte Luft muß der bunten Nylonhülle buchstäblich ausgetram-

pelt werden, bevor sie zusammengerollt wird. Dann taugt auch der „Verfolgerwagen“ am Feldrand auf und der Ballon samt Korb verschwindet wohlverpackt im Anhänger. Es ist dunkel geworden, als wir wieder dem Startplatz entgegenfahren, an dem für die vier Gäste die traditionelle Ballontaufe ansteht. Von jedem Neuling wird ein Stückchen seines Haupthaars angesengt und gleich wieder mit einem Bier gelöscht (in Münster Bier, anderswo Sekt). Daraufhin verleiht der Ballonführer das Privileg für weitere Fahrten mit einer Urkunde und einem fantasievollen Titel. Mit „Glück ab“ grüßt ein

„Mutiger Raubritter

im flotten Abendwind zu Darup“.*

Des Rätsels Lösung aus Blatt 27

- von Rudolf Geitz -

Die bekannte Örtlichkeit in Unna, die wir in unserer letzten Ausgabe gesucht haben, war natürlich der Kirchplatz.

Den Hauptgewinn unseres Preisrätsels zog Frau Hennecke aus der Grabengasse, die wir umgehend verständigen werden.

Wer den im Heft 27 dargestellten Kirchplatz aus

gleicher Perspektive betrachten will, muß schon die 200 Stufen im Turm der Stadtkirche ersteigen. Seit der Renovierung der Innentreppen im Jahr 1997 ist eine Begehung des Turmes in Begleitung der Unnaer Stadtführer wieder möglich. Vor dieser Zeit war dieser Ausblick nur den Turmbläsern vorbehalten. Der um 1969 mit dieser Pflasterung versehene Platz inmitten der Stadt wird seitdem gerne auch für außerkirchliche Veranstaltungen genutzt.

Vormals war dieser Haupteingang zur Kirche von Grünanlagen flankiert. Niedrige gubeiserne Pfähchen und Hecken säumten die Rasenflächen. Da in früheren Jahrhun-

derten die Toten in oder um die Kirchen bestattet wurden,

ist auch unter diesem Pflaster ein frühes Grabfeld zu vermuten. Schon 1019 wurde erstmals eine Unnaer Kirche genannt, und um 1300 auch der „Kirchhof“. Aus sehr viel früherer Zeit stammen aber die 1934 auf dem heutigen Gelände des Alumi-

nium-Werkes gefundenen Grabstätten. Die Fachleute ordnen sie um 600 n. Chr. ein.

Aus der Pestzeit berichtet der damalige Pfarrer Philipp Nicolai, man habe täglich 20 bis 30 Tote begraben müssen. Ob hier oder im Osten vor der Stadt kann nur vermutet werden. Im 17. Jh. wird schon von einem neuen Kirchhof vor dem Massener Tor berichtet.

Die auf Veranlassung des preußischen Königs 1794 in Kraft getretene „Allgemeine Landordnung“ verbot dann die Beisetzungen in den Kirchen und deren Umfeld. Auch in Unna hat seit dieser Zeit keine Beerdigung mehr auf dem

„Kirchhof“ stattgefunden. *

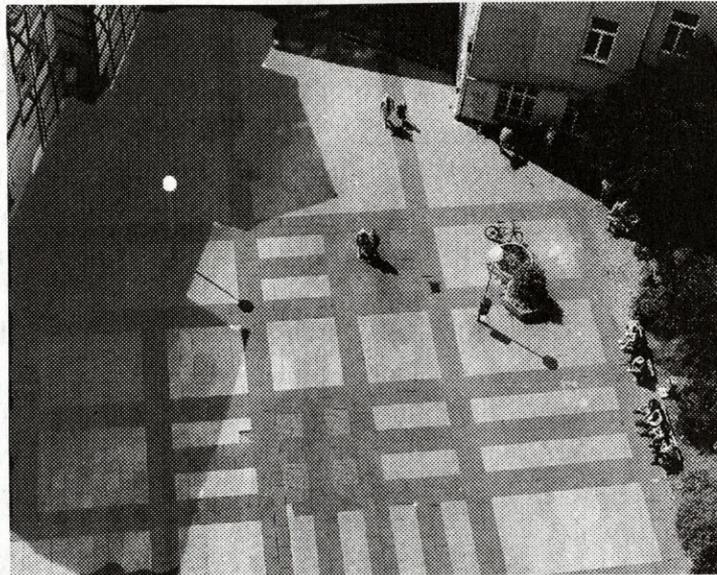


Foto. Stadtarchiv Unna

Arno Zwaul: „Lehrjahre“

-von Heinz Naß -

Arno beschloß, nach 10 Jahren seine schulische Laufbahn mit vollem Einverständnis seiner Lehrer zu beenden. Einige seiner Freunde hatten schon zwei Jahre vorher aufgehört, eine Lehre angefangen oder Arbeit angenommen. Sie verfügten somit über eigene Mittel, was Arno ganz schön wurmte. Kurz und gut, er bewarb sich bei der Firma, für die schon Vater und Onkel gearbeitet hatten. Den Test beim Arbeitsamt bestand Arno als Vierter und das nur deshalb, weil sein zu zeichnender Baum nur schwer als solcher zu erkennen war. Da Familientradition für die Firmen damals hoch eingeschätzt wurde, durfte Arno am 1. April anfangen.

Zunächst mußte der Lehrling seine handwerklichen Fähigkeiten in der Lehrwerkstatt unter Beweis stellen. Arno feilte, sägte, hämmerte begeistert an den Werkstücken. Die Resultate beurteilten die auszubildenden Gesellen mal mit Wohlgefallen, mal mit einem Tritt in den Allerwertesten oder einer Kopfnuß. Nach drei Monaten wurde beschlossen, daß Arno in der Versuchsanstalt seine Ausbildung fortsetzen durfte. Hier lernte der junge Mann, der im Monat DM 45,- bekam, mehrere Abteilungen kennen. Es gab immer etwas Neues für Arno.

Aber Lehrjahre sind keine Herrenjahre. Deshalb bekam er auch die ehrenvolle Aufgabe, gebrauchte Reagenzgläser und Tiegel zu waschen, Fotopapier und Büromaterial zu holen, die Fotoentwickler und Fixierflüssigkeiten fachgerecht zu

entsorgen. Arno lernte auch, Stahlproben zu schleifen, polieren und mit dem Mikroskop zu untersuchen. Die einzelnen Gefüge und deren Bestandteile zu unterscheiden erforderte ein gewisses Augenmaß. Da Arno dies noch nicht besaß, wurde er in die Werkstatt geschickt, um es zu besorgen. Die Werkstattarbeiter waren informiert und gaben Arno einen speziell angefertigten Stahlklotz von erheblichem Gewicht. Sie können sich die feixenden Gesichter der Kollegen vorstellen.

In einer anderen Abteilung sollte Arno Amboßkeile holen. Die Kollegen dort wußten Bescheid, legten ihn über einen Amboß und verpaßten ihm die Keile. Wo? Sie kennen sicher die Stelle.

Aber es gab auch gefährliche Aufträge. Einer davon war, Alkohol in die Abteilung zu bringen. Arno wurde beauf-

tragt, sieben Flaschen Bier aus einer Gastwirtschaft zu holen. Mit einer Tasche zog er los. Hinaus klappte es prima. Arno grüßte den Pförtner freundlich und kaufte ein.

Auf dem Rückweg bat der Torwächter Arno in seine Kabine: „Was hast du in der Tasche?“ Der Lehrling wurde rot und blaß, während der Pförtner die Tasche öffnete, eine Flasche herausnahm, die Tasche wieder verschloß und sie Arno mit den Worten: „Post hast du darin“ wieder zurückgab. In diesem Sinne, sie kennen das, ging die Ausbildung weiter. Ein Jahr später kamen neue Lehrlinge, neue Opfer für alte Späße. *



„Die Kaktusblüten“

„Kleinkunst im Alter“

In Kooperation mit der Lindenbrauerei und AlterAktiv entstand im Oktober 2001 bei der Volkshochschule Unna eine Theaterwerkstatt für ältere Menschen.

Ziel ist es, sich im Alter kritisch mit aktuellen Themen und Alltagssituationen auseinanderzusetzen, diese dann zu verarbeiten und in künstlerischen Ausdrucksformen darstellen zu können.

Jeden Mittwoch ab 15.00 Uhr treffen sich die Akteure im Atelier des Kulturzentrums

Lindenbrauerei, um gemeinsam Theater zu spielen.

Nach einigen Treffen entstand der Name der Gruppe: „Die Kaktusblüten“. Weich und zart wie die Blüte nähern sich die Akteure den Themen, doch spitz

und fein wie der Stachel treffen sie die Themen.

„Die Kaktusblüten“ schlüpfen gerne mal in eine andere „Haut“. Komik, Dramatik, Provokation und eigene Lebenserfahrung bringen sie auf die Bühne. Zur Zeit erarbeiten die Kaktusblüten ein spritziges, witziges,

Warum eigentlich nicht?

offenes und direktes Programm, voller Selbstironie, und in herrliche Kabarett-Nummern verpackt.

Die Szenen entstehen mit Hilfe von Darstellungsübungen aus dem Improvisationstheater (Stegreiftheater).

Um eine gute Aufführung zu erreichen, geht es neben der Entfaltung von Phantasie und Spontaneität, Körper- und Gedächtnistraining auch um das Beschaffen und Herstellen von Requisiten und Kostümen. Es

kommt darauf an, sich genauer zu äußern, andere genauer zu beobachten, intensiver und umfassender auf andere zuzugehen, Kontakt miteinander zu halten, zusammen ein Programm zu erstellen und es Zuschauern vor-



Szenenbild mit
Herbert Staarmann & Renate Schulte-Menger

ständig vorzuführen.

Eine Aufführung des Programms der „Kaktusblüten“ findet am 05. Oktober 2002 um 19.30 Uhr, und am 06. Oktober 2002 um 15.00 Uhr jeweils im Narrenschiff der Lindenbrauerei in Unna statt. Weitere Informationen unter: 02303/ 103 396 *